

Dinge zu sein. Er trägt einen sauberen Halbpelz und eine ziemlich neue Pelzmütze. Es fehlen nur die Schulterstücke, und fertig ist der Russenoffizier. Er geht an Martin vorüber, beachtet ihn nicht, springt elastisch die Holztreppe hoch.

Wütend sieht Martin ihm nach. Der feiert unbekümmert sein Silvester, heute braucht er keine Ansprache zu halten, heute sind Prophezeiungen nicht gefragt. An der Schwelle eines neuen Jahres ist das so eine Sache. Heute muss er sich nicht anstrengen, dass ihm der Schweiß auf der Stirn steht. Heute kann er feiern und für sich hoffen. Vielleicht ist er so vergnügt, weil ihm die Russen für das Achtundvierzigerjahr die Heimfahrt versprochen haben.

Martin stößt den Schieber in eine Schneewehe, geht Morenz nach. Er schlägt nicht einmal den Schnee von den Filzstiefeln ab. Im Zorn vergisst er die Furcht. Ein langer, dunkler Gang, sehr still, auf den zahlreiche Türen münden. Was sich hinter den Türen verbirgt, kann man sich nur ausdenken.

Hier wird vieles entschieden, so oder so. Hier wird die Post gelesen, die nach Deutschland geht, und auch die, die von dort kommt. Hier werden die Arbeitskommandos zusammengestellt. Und hier sitzen die Vernehmungsoffiziere, die hartnäckig nach Männern suchen, die zu verurteilen sind, die sich bisher verbergen konnten. Und in einem Zimmer liegen in einem Schrank die Habseligkeiten des Toten der letzten Woche.

Als Martin die Tür zum Zimmer aufdrückt, in dem er Morenz weiß, schlägt ihm Wärme entgegen. Morenz hat den Halbpelz abgelegt, sieht den Eintretenden an, das Lächeln verschwindet aus seinem Gesicht, als Martin in den Lichtkreis der Lampe gerät.

An den Wänden Regale, auf denen Bücher stehen, an der Wand hinter dem Mann ein großes Bild Stalins. Morenz stützt sich auf einen Holztisch, auf dem er die schönen Sachen aus der Kantine abgelegt hat. Der ziemlich große Raum ist mit mehreren Holztischen und robusten Schemeln ausgestattet.

„Dir geht's gut, was?“, sagt Martin.

Morenz richtet sich auf. Er ist nicht ganz so korrekt gekämmt wie neulich, er hat dazu noch keine Zeit gefunden, nachdem er die Pelzmütze abnahm. Er tritt einen Schritt auf Martin zu, mustert ihn. Was für einen sieht er da vor sich? Einen im fleckigen Pelz, eine zerknautschte Pelzmütze auf dem Kopf, die Hände stecken in ungefügten Fausthandschuhen, neben den Filzstiefeln bilden sich zwei Pfützen, und das auf dem gescheuerten Holzfußboden. Dann sieht er den Hass in den Augen.

„Was willst du?“

„Ich will dir sagen, was ich von dir halte.“

„Ich hab dich noch nie gesehen. Und ich kenne viele hier im Lager.“

„Ich bin einer von denen, die am Heiligabend angekommen sind. Da hab ich mir deine miese Rede anhören müssen, dein verlogenes Geschwafel unterm Weihnachtsbaum.“

„Du hättest dir wenigstens den Schnee abklopfen können. Sieh dir die Sauerei an“, sagt Morenz ungehalten.

„Ich schippe draußen Schnee. Stundenlang. Damit der Herr bequemer in seine Bude reinkommt.“

„Schneeschippen ist leichte Arbeit. Wird für dich nicht mehr lange sein“, meint Morenz kalt.

Da verliert Martin die Beherrschung, er stürzt vor, stößt dem anderen die Faust gegen die Brust, will ihn schlagen, ist wie von Sinnen. Er denkt an keine Folgen.

Morenz fällt zurück, der Schlag hat ihn unvermutet getroffen, er fängt sich an der Wand. Und dann ist Martin in der Umklammerung kräftiger Arme, der Atem geht ihm aus. Er ist so unbeholfen im Pelz, wehrt sich jedoch wie rasend. Sie zerren sich hin und her, schweigend, keuchend. Noch einmal nimmt Martin seine ganze Kraft zusammen, stößt mit dem Kopf, will sich so aus der Umklammerung befreien. Morenz hat keine Nachsicht mehr mit ihm, er lässt ihn los und schlägt ihm die Faust ins Gesicht. Martin fällt, liegt auf dem gescheuerten Fußboden, sieht die Rillen der abgetretenen Bretter. Er richtet sich auf, sucht seine Pelzmütze.

„Na los. Hol die Russen“, sagt er leise.

Morenz setzt sich an den Tisch, atmet auch schwer.

„Du willst mir doch mitteilen, was du von mir hältst“, sagt er.

„Hast du ja gemerkt.“

„Für diese Art Auseinandersetzung hab ich nicht viel übrig.“

„Ein Schwindler bist du. Du weißt genau, ein blödes Jahr geht für uns zu Ende. Ein genauso blödes wird anfangen. Rabota, rabota. Und du willst uns einreden, dass es richtig ist, dass ich nicht weiß, was aus mir wird. Ich soll gutmachen, was ich angerichtet habe. Ich hab aber in dem Laden hier nichts angerichtet. Hundertprozentig nachzuweisen. Und du? Na, auch so eine reine Weste?“

Morenz sagt: „Lagerkoller, wie? Komm, setz dich. Zieh den Pelz ab. So was kann ganz plötzlich kommen. Ich weiß.“

Martin weicht einen Schritt zurück.

„Koller? Das würde dir passen, was? Hol die Russen.“

Da springt Morenz auf, schreit: „Hau ab. Verschwinde!“

Nun ist Martin am Ende seiner Kraft, die Wut fällt zusammen wie ein Reisigfeuer, das keine Nahrung mehr erhält.

Er verlässt das Zimmer, ohne die Tür zu schließen. Mechanisch schaufelt er Schnee. Der Schnee fällt weiter, jetzt lautlos und dicht. Martin hat Zeit, so viel Zeit.

Warum ist er denn zu dem Mann dort gegangen? Was hat er von dem erwartet? Ist das doch der Lagerkoller?

Er erinnert sich an den ersten Winter an der Kama. An einem Abend war plötzlich sein Pritschennachbar aufgestanden, hatte sich den Uniformrock angezogen, packte mit geschäftiger Eile Brotkanten, Fußlappen in seinen Brotbeutel, sah geistesabwesend die Leute an und fragte, ob der Zug nach Fürstenberg tatsächlich um neun Uhr abfahre. Die Strecke wäre vielleicht nicht in Ordnung, die habe man erst vorige Woche bombardiert. Dann ging der Mann raus und trug seinen Brotbeutel wie einen Koffer. Martin lief ihm nach, wollte ihn zurückhalten, der Mann hatte keine Mütze aufgesetzt und den Uniformrock nicht zugeknöpft, ging so raus in die Nacht bei minus dreißig Grad, steuerte zielstrebig auf das Tor zu, wollte sich am pelzvermummten Posten vorbeidrängen. Martin hörte, wie der Mann verzweifelt rief: „Mein Gott, der Zug. Ich muss mich beeilen. Der Zug nach Fürstenberg.“ Der Posten stieß den Mann ins Wachhäuschen.

Der Lagerkoller. Man merkt das vielleicht gar nicht.

Es hört auf zu schneien. Als Martin die Gänge zur Kommandantenbaracke geräumt hat, bleiben noch vier Stunden im alten Jahr. Auf den Wachtürmen schlagen die Posten an die Eisenschienen, jeder Turm ist besetzt. Der Wind hat sich gelegt. Am dunklen Himmel flackern Sterne. Die Sterne sind auch in Deutschland zu sehen. Was bedeuten für den Gang der Sterne drei oder fünf oder zwanzig Jahre? Und was ist da schon einer, der in einer kalten Winternacht zu ihnen hochschaut?

### 3. Kapitel

Wie die Tage zuvor warten sie an einem Morgen missmutig auf den Ruf:  
„Schneekommando raustreten!“

Aber es passiert nichts, als habe man sie vergessen.

Sie ziehen sich wieder die Pelze aus und hocken sich an den Ofen, zum Ärger der Innendienstleute, die ihr Brot nicht rösten können; die vom Schneekommando sind in der Überzahl. Zwei Stunden später erscheint der Barackenälteste, ruft Namen auf, auch Martin Stein ruft er, spricht das St gestochen aus, denn er stammt aus Braunschweig. Und sagt: „In zehn Minuten raustreten. Ihr geht zur Arbeit in den Schacht. Handtuch und Seife mitnehmen.“

Es ist soweit, das erwartete und gefürchtete Ereignis ist eingetreten, wie meistens schnell, überfallartig.

„Prost Mahlzeit“, meint einer der Aufgerufenen, er löst vorsichtig seine Brotscheibe von der Herdplatte.

„Glück auf sagt man jetzt, Kameraden“, höhnt einer vom Innendienst, der sich auf einen Reisigbesen stützt.

Martin geht dicht vorbei, blickt in das gelbe, ausgezehrte Gesicht, stößt den Besen weg, dass der Mann das Gleichgewicht verliert und fast stürzt.

„Glück auf“, sagt Martin, bemerkt, wie erschrocken der andere ist, und auf einmal tut der ihm leid. Er bleibt einen Augenblick stehen, als wolle er den Besen aufheben. Der Mickrige hat aber die Fassung wiedergefunden, hebt sogar den Besen an. Mehr wagt er nicht. Martin holt sein Handtuch und die harte Seife.

Was soll man alles in einer Stunde mitbekommen? Unter Tage muss man die Stromleitungen beachten, darf also Metallwerkzeuge niemals geschultert tragen. Wenn der Förderkorb in die Tiefe fällt, muss man in den Knien federn, um den harten Stoß des Aufsetzens abzufangen. Auf keinen Fall Grubenwasser trinken.

Das und noch mehr trägt ein Dolmetscher vor, monoton, gelangweilt. Der Natschalnik, dessen Worte er übersetzt, spricht lebhaft und eindringlich. Dann verpasst man den frischbelehrten Bergarbeitern die noch hellen, steifen Schachtanzüge, Schutzhelme, Lampen, Batterien. In der niedrigen Halle ist es warm wie im Treibhaus, es riecht nach Schweiß, heißem Öl, Kohlenrauch, und merkwürdigerweise mischt sich da hinein der liebe Geruch gebratener Fleischpasteten.

Martin hat Mühe mit seiner Batterie, deren Deckel immer wieder aufspringt und die der Lampe am Helm keinen Strom gibt, bis er herausbekommt, dass er den Bügel noch tiefer drücken muss.

Das ist der Beginn seiner ersten Schicht. Zum ersten Mal soll er in ein Bergwerk einfahren, in den Hauptschacht Nr. 1 im Kombinat „Stalinkohle“, wie er nun weiß.

Der ewig rauchende Dolmetscher sagt: „Ihr kommt in ein Holzkommando. Jeder fängt so an hier.“

„Was ist das?“, fragt Martin.

„Mensch, bist du neugierig. Wirst schon selber sehen. Die Flöze liegen ziemlich steil im Berg. Also das Holz muss hoch oder runter. Je nachdem. Musst klettern wie eine Gämse. Bloß die braucht bei ihrer Kletterei kein Holz zu schleppen.“

„Scheißarbeit also?“

„Kann man sagen.“

Der Natschalnik hat sich umgezogen. Er spricht schnell, der Dolmetscher übersetzt monoton.

Eine besondere Lage sei eingetreten. Durch irgendwelche Umstände, die Martin nicht versteht, ist in der Frühschicht zu wenig Holz ins Revier gekommen. Nun müssen die Rückstände aufgeholt werden. „Kohle. Plan. Ponemaju!“, sagt der Natschalnik.

Die eingeschüchterten Neuen erfahren, dass fünfhundert Meter unter ihren Füßen das Holzkommando der Frühschicht im Abschnitt römisch acht sehnsüchtig auf die Verstärkung warte.

„Auf euch blickt die Welt“, sagt der Dolmetscher, „die Knaben da unten hängen noch eine Schicht an. Vergesst das nicht. Also dann, Hals- und Beinbruch.“ Und er klemmt sich eine neue Papirossa zwischen die Lippen, knickt geschickt das Mundstück, reißt ein Streichholz an.

Wer weiß, wie viele der schon in dieser Weise auf die erste Reise ins Reich der Finsternis geschickt hat. Er braucht nicht runter. Er spricht gut russisch. Bildung bringt Vorteile.

Im dunklen, feuchten Tunnel tanzen die Grubenlampen wie Irrlichter. Auf der Förderbühne herrscht ein Gedränge wie vor der Kantine. Martin wird in den Förderkorb hineingedrückt, gegen ein Gitter gepresst, kommt sich vor wie ein Hammel, der zur Schlachtbank gebracht wird. Als es in die Tiefe geht, versucht er in den Knien zu federn, vergisst das aber, weil der Ohrendruck so stark wird, dass er Angst bekommt. So trifft ihn der Stoß, als der Korb auf der ersten Sohle hält, völlig unvorbereitet. Gott sei Dank steigen welche aus, und er hat mehr Bewegungsfreiheit. Bei dem nächsten Halt federt er etwas in den Knien, hat auch mehrmals geschluckt, und der Druck in den Ohren hat sich gemildert.

Und dann winkt der Natschalnik ungeduldig: Martin steht draußen, das ist fünfhundert Meter unter der Erde, in der Unterwelt.